



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auch, und weil viele mit Recht vermuteten, der Knabe müsse, wenn er überhaupt noch am Leben sei, bei seinem Umherirren die nahe Grenze Böhmens überschritten haben, so wurde der erwähnte Aufruf auch in der „Prager Zeitung,“ dem damaligen Hauptblatte des Königreichs Böhmen, zum Abdruck gebracht.

Indes vergingen Wochen und Monate, ohne daß von irgend einer Seite über den Verbleib des Knaben eine Kunde einlief. Er war und blieb spurlos verschwunden, als habe ihn die Erde eingeschluckt. Seine Eltern und Verwandten legten tiefe Trauer an und beweinten ihn als einen Verstorbenen.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Die Zerstörung Venedigs. Es ist bekannt, mit wie lebhaftem Unwillen die Umwandlung Roms in eine moderne Stadt nicht nur in Deutschland und überhaupt im Auslande, sondern auch in Italien, ja in Rom selbst aufgenommen worden ist. Freilich liegen gewichtige Gründe vor, welche es verbieten, den alten Zustand fortbestehen zu lassen. Die stark anwachsende Bevölkerung zwingt dazu, an die Erweiterung der Häusermassen zu denken, der zunehmende Straßenverkehr läßt die alten, engen Straßen, in denen kein Trottoir den Fußgänger ohne Gefahr des Ueberfahrenwerdens einhergehen läßt, als unerträglich erscheinen, die gesetzliche Aufhebung der Majorate bedingt eine Aufteilung des Familienbesitzes und verbietet die Erhaltung solcher Erholungs- und Promenadenterrains wie Villa Ludovisi und Borghese — kurz, der Not der Zeit kann sich die Gegenwart nicht entziehen, wenn man auch zugestehen wird, daß die Neubauten in einem andern Stile und mit mehr Geschmac aufgeführt werden könnten, als ihnen die Bauunternehmer in den neuen Stadtvierteln zu Teil werden lassen, deren moderne Häßlichkeit in so seltsamer Weise von den stimmungsvollen Bignen und Gärten absticht, die Jahrhunderte lang die Schönheit Roms und das Entzücken der Reisenden ausmachten.

Ganz anders liegt die Sache in Venedig. Rom hat seit seinem Wiederaufbau nach den Verwüstungen des ausgehenden Altertums und des frühen Mittelalters immer Fahrstraßen, wenn auch ungenügende, gehabt — Venedig dagegen ist zu einer Zeit angelegt worden, und hat den Zeitcharakter jener Periode bewahrt, wo die Städte nicht für das Fahren, sondern nur für das Reiten und Gehen gebaut wurden. Gab es in dem antiken Rom nur sehr wenige Fahrstraßen, und auch diese nur in sehr beschränktem Maße zum Fahren benutzbar, so giebt es dieser Städtegründung gemäß noch heute zahlreiche alte Ortschaften im Süden, z. B. in Spanien, vor deren Thoren der Wagen halten muß, während die Reisenden zu Fuß durch das Stadthor hineingehen.

Das glänzendste und originellste Beispiel dieser Städte ist Venedig. Im frühen Mittelalter angelegt, ist es keineswegs auf die Kanäle allein, oder auch

nur hauptsächlich, angewiesen, sondern dieselben vermitteln nur denjenigen Verkehr, welcher in andern Städten zu Wagen stattfindet, während das eigentliche städtische Leben in jenen engen Straßen pulsiert, die der gute Gsell-Fels so rührend erstaunt ist, mit dem spanischen Worte calle (einem in Wahrheit ebenso echt lateinischen als gemeinromanischen und besonders italienischen Ausdruck) bezeichnet zu sehen (S. 297), wie er es für notwendig hält (S. 295), ausdrücklich zu bemerken, daß sich Flut und Ebbe zweimal im (sic) Tage wiederholen. Jene calli sollen aber jetzt größtenteils verschwinden, obgleich ihre sonnenlose Enge, nach demselben klassischen Reiseschriftsteller, „wohl zur berühmten morbidezza der Venetianerinnen wesentlich beiträgt.“

Nach den neuesten Nachrichten besteht die Absicht, Venedig mit dem Festlande derartig zu verbinden, daß Wagenverkehr (neben der Eisenbahn) stattfinden kann, und damit im engsten Zusammenhange sollen eine bedeutende Anzahl Straßendurchlegungen, Erweiterungen u. s. w. stattfinden, welche den Wagenverkehr innerhalb der Stadt ermöglichen. Ja — kaum glaublich! — es wird davon gesprochen, den Canal grande zuzuschütten, damit die schöne Welt Venedigs im Wagen darauf einherfahren, und gegenseitig — um wieder mit unsrer vorhin angeführten Autorität zu sprechen — „das naiv kunstvolle Flechtwerk des Haars, seitlich in ionischen Voluten, rückwärts ein korinthisches Kapital“ bewundern zu können. Ob das Resultat nicht etwa — wieder mit den Worten desselben Schriftstellers — sein wird: „Leider mahnt die ältere Frau allzusehr an Venedigs vergangene Größe“ möge man aus einigen Beispielen der geplanten neununddreißig Stadtverbesserungen abnehmen.

San Giovanni in Bragora, eine der ältesten Kirchen Venedigs — sie wurde schon im neunten Jahrhundert restaurirt — verliert der Straßenerweiterung wegen ihre Porticus.

Die Riva dei Schiavoni soll über den Ponte della Veneta Marina hinaus fortgesetzt werden. Das klingt ziemlich unversänglich, ist aber nicht durchzuführen, ohne daß — um von andern zu schweigen — die Kirche San Biagio mit dem Grabmale Angelo Emo's niedergewälzt wird.

Zwischen San Simeone und San Mooco soll eine breite Straße angelegt werden, die dann mittels einer Brücke bei San Toma über den Canal grande zu verlängern ist. Hierbei müßte notwendig entweder Palazzo Balli auf dem linken oder Palazzo Moro-Lin auf dem rechten Ufer des Kanals niedergewälzt werden.

Eine andre beabsichtigte Neuerung bedingt das Abreißen des alten Hauses Dandolo, zahlreiche andre sind scheinbar wenig gefährlich, da sie sich nur gegen ungesunde oder zu dicht bevölkerte Stadtteile richten, aber gerade sie sind oft insofern am meisten zu fürchten, weil sie den Hintergrund vernichten oder wenigstens vollständig verändern, auf welchem unschätzbare Bauwerke der Vergangenheit erst zur Geltung kamen. Wo eine Kirche in stimmungsvoller Einsamkeit am Ufer eines Kanals stand, kann sie unmöglich auch dann noch wirken, wenn eine breite Straße an ihr vorbeiläuft oder sie von hohen Mietkasernen überragt wird. Wer den Dom von Mailand gesehen hat, als er noch zwischen kleinen unbedeutenden Häusern steckte, und ihn jetzt in der banalen Umgebung moderner Zugubauten betrachtet, gegen die er — für das Auge — anzukämpfen genötigt ist, der kann sich eine Vorstellung machen, mit welchen Gefühlen jemand, der Venedig früher gekannt hat, später einmal vielleicht zu Wagen bei Palazzo Vendramin-Calergi oder der Ca d'oro im Wagen vorbeifahren wird, statt in der Gondel entlang zu gleiten. Schwerlich wird ihn dann die Erwägung zu trösten vermögen, daß wenigstens der

liebliche venetianische Dialekt nicht auszurotten war, „in dem — nach Gsell-Fels — eine Menge größerer Konsonanten durch feinere Lebensauffassung abgeschliffen“ sind.

Achill im Frack. Durch die Konzertsäle der größern deutschen Städte macht diesen Winter ein neues Werk die Kunde: Achilleus. Dichtung nach Motiven der Ilias von Heinrich Vulthaupt, für Solostimmen, Chor und Orchester komponirt von Max Bruch. Man fragt sich kopfschüttelnd, ob wir denn wirklich im Zeitalter des vielgepriesenen Realismus leben, wenn so etwas noch möglich ist, daß ein Achill im Frack und mit der weißen Halsbinde und eine Andromache im seidnen, blumenbesteckten Schlepplleide auf dem Podium des Konzertsaales mit dem Notensfeste in der Hand stehen und unter dem Taktgewedel eines Kapellmeisters und dem Geigen-, Trompeten- und Paukenschall eines Orchesters mit hochroten Köpfen und im Schweiß ihres Angesichts einem verehrlichen Publikum ihr Herzeleid vorsingen? Man könnte sagen: Ja, geschieht denn in einem Händelschen Dratorium, dessen Stoff der alttestamentlichen Geschichte entnommen ist, etwas andres? Gewiß nicht. Aber das ist eben ein Händelsches Dratorium. Händel lebte bekanntlich von 1685 bis 1759. Wenn wir heute ein Händelsches Dratorium hören, so nehmen wir es hin als ein Werk seiner Zeit, der Zeit der sogenannten Renaissance — man hat ja neuerdings dieses Schlagwort von dem Gebiete der bildenden Kunst auch auf die andern Kunstgebiete übertragen und dabei die Grenzen der Zeit, die man darunter versteht, weit vorgeschoben bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein —, jener Zeit, in der die Kunst ihre Stoffe fast ausschließlich dem Altertum, der biblischen Geschichte, der orientalischen Geschichte, dem Mythos, der Sage und der Geschichte Griechenlands und Roms entnahm, und zwar in der naivsten Begeisterung dafür entnahm. Wir nehmen heute ein solches Werk hin als reine Musik, der Text ist uns ganz gleichgiltig, und ebenso gleichgiltig, daß der Samsen oder der Judas Maccabäus da oben einen Frack anhat. Aber ein Dratorium „Achill“ — 1887! Wer will uns glauben machen, daß das ein Werk sein könne aus dem Geiste unsrer Zeit heraus geboren, aus der geringsten innern Nötigung entstanden? Johannes Scherr hatte unter den vielen garstigen Wörtern, die er sich für seinen Privatgebrauch zurechtgemacht hatte — nachgebraucht hat sie ihm niemand — auch das Wort „Machenschaft.“ Nun wohl, „Machenschaft“ sind alle unsre archäologischen Romane gewesen, an denen doch auch das große Publikum jetzt Gott sei Dank den Geschmack allmählich zu verlieren anfängt, „Machenschaft“ ist es auch, wenn heutzutage immer wieder derartige archäologische Dratorien aufgetischt werden. Das muß einmal offen ausgesprochen werden. Es würde ganz unfassbar sein, wie ein so geschmackvoller Litterarhistoriker, Kritiker und Aesthetiker wie Vulthaupt dazu kommt, den Text zu so etwas zu „liefern,“ wenn man eben nicht wüßte, wie es in solchen Dingen zugeht. Unsre großen Konzertinstitute, unsre Chorgesangsvereine, unsre akademischen Gesangsvereine brauchen angeblich jeden Winter eine sogenannte „Novität.“ Diesem Bedürfnis kommen unsre Herren Kapellmeister entgegen, peinigen irgend jemand, der „Verse machen“ kann, um einen Text, und nun beginnt krampfhaft das Notenschreiben. „Machenschaft“ ist alles.

Die „Motive,“ die Vulthaupt seinem musikalischen Repetitionskursus über den trojanischen Krieg zu Grunde gelegt hat, sind folgende. Erster Teil: Die Versuchung des Heeres durch Agamemnon (1. Buch des Ilias), Achills Groll, der Tod des Patroklos, Achill und Thetis (1., 16., 18. und 19. Buch). Zweiter Teil: Hector und Andromache, Hector's Tod (6. und 22. Buch). Dritter Teil: Die Leichenfeier

für Patroklos, Priamos im Zelte des Achill (23. und 24. Buch). Personen: Achill, Andromache, Hektor, Odysseus, Polyxena, Thetis, Agamemnon, Priamos. Außerdem natürlich „Chor“ der Griechen, „Chor“ der Trojaner und — noch ein dritter, nicht näher bestimmter Chor, also der Chor als solcher, sagen wir gleich: der Chorgesangsverein, dem hier höchst seltsamer Weise die Aufgabe zugewiesen ist, die Vorgeschichte und die Nachgeschichte in einem Prolog und einem Epilog zu erzählen und auch sonst einige verbindende Schilderungen und Erzählungen zu geben. Der Prolog schließt mit den bekannten zwei Hexametern: „Einst wird kommen der Tag etc.“ Der Ausgang des Kampfes ist, noch vor dem Epilog, in einen prophetischen Monolog der Andromache zusammengefaßt. Die „schöne Helena“ und der „gute Menelaos“ sind wohlweislich ferngehalten worden, um nicht unliebsame Erinnerungen zu wecken.

Unleugbar ist Vulthaupt bemüht gewesen, dem Komponisten eine möglichst „dankbare“ Unterlage zu schaffen; irgend welchen dichterischen Wert aber beansprucht der Text wohl nicht. Nach Hektors Tode stimmen die Troerinnen einen Klagegesang an auf die Worte:

Erschalle, du wilder,
Verzweifelter Wehruf!

Bei der Leichenfeier singt der Chor der Griechen den Scheiterhaufen an:

Schichtet die Scheite!
Rage, du Statt
Der letzten Ehren,
Turmgleich rage zum Himmel empor!

Diese Proben werden genügen. Achill singt nach Patroklos' Tode:

Was darf noch blühen
In Lebensreiz,
Wenn das Vollkommene stirbt?

Diese Frage hat dem Dichter selbst offenbar so ausgezeichnet gefallen, daß er auch Andromache später nach Hektors Tode singen läßt:

Was stünde fest, da der Herrliche fiel?

Der ganze Text ist wortreich, sentimental und so unantif wie möglich, trotz des „purpurnen Meeres“, der „hellumschienten Achäer“, der „scholligen Troja“, der „geschnäbelten Schiffe“, der „mordenden Männerschlacht“, des „helmuflatterten Hektor“, der „weithinschattenden Lanze“ und was dergleichen homerische Zettangen mehr sind, die auf der Vulthauptischen Bräse schwimmen. Die „höhere Tochter“, die alles das aus ihrer Bossischen Uebersetzung kennt, wird natürlich in Entzücken geraten über den „echt homerischen Ton“; ich möchte aber wohl wissen, wie sich ein paar frische, gescheite Obersekundaner dazu verhielten!

Und die Musik? Ja, was kann man über diese Musik weiter sagen! Alles höchst anständig, sehr gut klingend, tadellos instrumentirt, und doch dabei alles — recht langweilig, alles schon dagewesen, nicht ein einziger neuer Gedanke, weder melodisch, noch harmonisch, noch rhythmisch, noch instrumental — mit einem Worte: die richtige Kapellmeistermusik. Wenn man in der Pause den Text sich vorher ein bißchen angesehen hatte, so wußte man immer schon genau vorher, wie die nächste Nummer klingen würde. Robert Schumann schreibt in seinen Jugendbriefen einmal über das andre, daß er zum Berspringen, zum Zerplatzen voll Musik sei, daß alles in ihm klinge und singe. Ob es Bruch in seinem Leben wohl auch einmal so zu Mute gewesen ist? Beim „Achilleus“ schwerlich. Solche Musik kann man monatelang jeden Tag sein Pensum abkomponiren, und wenn man mit

dem einen Oratorium fertig ist, kann man das nächste anfangen. Sübsche, lange nicht dagewesene Stoffe sind: Niobe, Theseus, Codrus, Cyrus, Xerxes, Roxane, Romulus und Remus, Belisar, Alboin und Rosamunde, Soliman u. s. w. Auch Thyrsis und Phyllis könnten zur Abwechslung wieder einmal drankommen. Wie wäre es, Herr Bruch? Namentlich akademische Gesangvereine sind für solche Partituren äußerst dankbar.

Wenn man bedenkt, wieviel Zeit es dem Komponisten gekostet hat, nur die Noten, die bloßen Noten dieser dicken Partitur hinzuschreiben, wieviel Geld es gekostet hat, diese Partitur zu stechen, wieviel Mühe es kostet, diese Partitur einzustudiren, wieviel Kräfte — Orchester- und Chorkräfte — dazu in Bewegung gesetzt werden müssen, welche Zumutung es endlich für den Zuhörer ist, drei volle Stunden lang solche Musik mit anzuhören, und nun voraussieht, daß in fünf Jahren, ach, was sage ich — daß übers Jahr nach diesem „Achilleus“ kein Mensch mehr fragen wird, ist das nicht recht betrübend? Wie viele junge Leute giebt es heutzutage, die in ihrem Leben noch nie einen Takt aus der „Schöpfung“ oder den „Jahreszeiten“ Haydns gehört haben! Wie würden sie staunen, wenn sie das einmal hören könnten, staunen, daß solche Musik auf Erden ist! Und da langweilt man sie mit diesem „Achilleus,“ und die Ärmsten gehen nach Hause und denken, sie hätten wunder was gehört!

Zufällig genoß ich einen Abend später, nachdem ich den „Achilleus“ genossen hatte, zum ersten (und letzten) male den Reflerschen „Trompeter.“ Ich hatte eigentlich ein Gelübde gethan, das Blasen dieses Trompeters mir niemals anzuhören, selbst wenn ich das Billet geschenkt bekäme, weil mir alle derartige Theaterverarbeitungen guter Dichterwerke herzlich zuwider sind. Nun bekam ich es doch geschenkt, und ich gestehe es offen: die Aussicht auf die Parallele Bruch-Refler verlockte mich, mein Gelübde zu brechen. Und wie ich mir's dachte, so war es: auch der „Trompeter“ ist die richtige Kapellmeistermusik, nur mit dem Unterschiede, daß sie hier ganz anspruchslos auftritt, garnichts weiter sein will, als was sie ist, dort aber sich wichtig macht und eine vornehme klassische Miene aufsteckt. „Machenschaft“ ist alles.



Literatur.

Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur von Ferdinand Gregorovius. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887.

Zu den wenigen lebenden deutschen Schriftstellern, die nach eigenstem inneren Antrieb ihren besondern Weg gegangen sind und sich dennoch ein großes Publikum erobert haben, gehört auch der Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter,“ Ferdinand Gregorovius. Wir haben bei den verschiedensten Anlässen seiner unermüdelich fortgesetzten Thätigkeit gedacht, und so oft ihrer zu gedenken war, hatten wir auch Anlaß, uns der seltenen Vereinigung von Gaben und Vorzügen, die in den historischen und schildernden größern und kleinern Werken des Schriftstellers zu Tage treten, zu erfreuen. Gregorovius hat in nahezu allen seinen Arbeiten den Ernst und die Gründlichkeit des Forschers erwiesen, eine unabsehbare Reihe von wichtigen Thatsachen zur Geschichte Italiens und namentlich Roms sind